

Literatur des Auslandes.

N^o 68.

Berlin, Mittwoch den 6. Juni

1838.

England.

Nichts Neues unter der Sonne.

Von Michael Quin.

Man hat in der neueren Zeit die Entdeckung gemacht, daß einige von den wichtigsten Künsten und Erfindungen, deren wir uns rühmen, viele Jahrhunderte, bevor sie in Europa gemacht wurden, schon in China bekannt waren; wir erinnern hier nur an die ausgezeichnetsten unter allen: die Buchdruckerkunst, die Magnetnadel und das Schießpulver. Es wäre leicht und nicht ohne Interesse, diese Betrachtung weiter zu verfolgen, zu zeigen, daß eine Menge von anderen Künsten und Fertigkeiten, die uns von neuem Datum zu seyn scheinen, nicht bloß im Alterthum überhaupt, in den späteren, helleren Perioden desselben, sondern zu einer Zeit, wo sogar der Süden von Europa noch in dicke Finsterniß gehüllt lag, gegen anderthalb Jahrtausende vor dem Beginn unserer Zeitrechnung, in den wahrscheinlichen Urstätten aller Civilisation, Indien und Aegypten, wie fast im ganzen Orient, gäng und gäbe waren. Die Anfänge aller Geschichte sind verworren und dunkel; indeß, so viel aus den Nachrichten in der Bibel und aus anderen Uebersetzungen und schriftlichen Denkmälern, besonders aber aus monumentalen Resten zu schließen ist, finden wir neben der Einfachheit des patriarchalischen Lebens, wie es uns die heilige Schrift darstellt, schon damals Nationen, die sich mit Verfertigung von Gegenständen beschäftigten, welche von einem bedeutenden Fortschritt in den Künsten des civilisirten Lebens zeugen — Völker, die ihren Ackerbau auf eine hohe Stufe der Ausbildung gebracht, die ihre Handelschiffe nach fernen Meeren sandten, ihre Kriege mit ungeheuren Armeen führten, die ihre Waffen, Wagen, Harnische, Helme, Schilde und Kleidung mit einer Geschicklichkeit und Eleganz anzufertigen verstanden, wie wir sie selbst in unseren Tagen noch nicht übertraffen. Hiob spricht in seinen Klagen von „zerstörten Städten“, von „öden Häusern, die in Ruinen verwandelt worden“, von „Schätzen, die in der Erde verborgen worden wären“ lange vor seiner eigenen Zeit. Wie viele Menschenalter waren erforderlich, um die Bevölkerung hervorzubringen, die jene damals zerstört liegenden Städte erbaut und verschönert hat? Wie sind dieselben zur Erlernung jener Künste und Arbeiten gekommen, durch die allein große Städte bestehen können? Selbst jetzt noch ist der Glaube an Schätze, die von reichen Völkern, welche in der Vorzeit blühten, in der Erde vergraben worden, im Orient so allgemein, daß die Reisenden von den Eingeborenen immer nur für Leute gehalten werden, die zu keinem anderen Zweck dorthin kommen, als jene Schätze zu entdecken und sich anzueignen. Hiob spricht auch von einem ganz gewöhnlichen Handelsverkehr, bei welchem man für Gold und Silber gefärbte Zeuge eintauchte, die aus Indien nach seinem Vaterland gebracht wurden, und kostbare Steine aus Aethiopien. Ein Luxus, wie dieser, beweist, daß Aethiopien, Syrien und Indien sich damals in einem Kulturzustand befunden haben, der einen hohen Grad von Verfeinerung erreicht haben muß. Auch sind die Spuren von Städten und Tempeln, die durch die Erdbeben und Ueberschwemmungen, welche Indien in längst vergessenen Zeiten heimgeführt, von Erde und Meer verschlungen worden, die zahllosen Ruinen in allen Theilen Syriens von Städten, deren Namen selbst in der Geschichte und Tradition untergegangen sind, die gewaltigen Trümmerhaufen endlich an den Ufern des Nils die besten Belege für die Thatsachen, auf die der treuherzige Unglücksman aus dem Lande Uz anspielt. Aegypten, wohin Abraham, von einer Hungersnoth aus seiner Heimath vertrieben, flüchtete, scheint schon um jene Zeit, mehr als 1800 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, die Kornkammer der Nationen gewesen zu seyn. Aus der Bibel-Erzählung geht hervor, daß Joseph die Aegyptier in vielen von den Künsten, welche zu einem verfeinerten Zustand der Gesellschaft gehören, außerordentlich bewandert fand. Pharaos beschenkte Joseph mit einem Ring von seiner eigenen Hand, einem seidenen Mamel, einer Halskette von Gold und einem Wagen. Aegypten scheint um diese Zeit auf seiner ganzen Oberfläche angebaut gewesen zu seyn. Auch Geld war schon allgemein im Gebrauch, denn es wird erzählt, daß Joseph's Brüder beträchtliche Summen mit sich nahmen zur Bezahlung des Kornes, das sie brauchten. Der Trinkbecher, der in Benjamin's Tasche gelegt wurde, war von Silber.

Auch das Einbalsamiren war damals schon üblich, und als Joseph die Leiche seines Vaters begleitete, hatte er „eine große Gesellschaft von Wagen und Reitern“ im Gefolge. Seine Gattin war die Tochter eines Priesters aus dem berühmten Tempel von Heliopolis, dessen Obeliskten noch heute zeigen, wie weit es Aegyptische Künstler schon vor jener Zeit in der Behauung des Granits gebracht haben müssen — einer Operation, in der man noch jetzt mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat.

Als Joseph seinen Brüdern vorwarf, sie wären Spione, bediente er sich gewisser Ausdrücke, in denen das besonders merkwürdig ist, daß er von den „schwächeren Theilen des Landes“ spricht; hieraus, wie aus den Denkmälern von Beni Hassan*) und Theben, geht deutlich hervor, daß die Aegyptier damals schon ihre Waffen nach Asien getragen und dort ziemlich fürchtbare Feinde angetroffen. Unter diesen waren die Shairetana, dem Namen nach zu schließen, vermuthlich die Vorfahren der Sarazenen. Sie scheinen die Asiatische Küste dicht an Aegypten bewohnt zu haben. Es ist ein allgemein verbreiteter Glaube, daß Heim und Panzer von den Kreuzzügen her datiren. Die Shairetana trugen Sturmhauben und Panzerhemden, die aus breiten, über einander gelegten Metallplatten bestanden, welche der Form des Körpers angepaßt und von einem Gürtel an der Hüfte festgehalten wurden. Dieses Volk unterschied sich von den Aegyptern durch ihre helle Haar- und Gesichtsfarbe, wie durch die Adlernase. Sie trugen große Ohrringe und besaßen viele Schiffe, so daß sie ebensovohl eine handeltreibende, als eine kühne und kriegerische Nation gewesen seyn müssen. Ihr ganzes Aussehen, wie es von den Aegyptischen Künstlern dargestellt wird, ist das eines hoch civilisirten Volksstammes.

Durch dieselben Künstler sind uns auch die Züge mehrerer anderer Nationen erhalten worden, deren Namen im Strom der Zeit untergegangen sind, und die, nach den Darstellungen, die wir von ihnen haben, einen Grad der Bildung erreicht haben, wie er selbst den Aegyptern noch unbekannt war. Ein Volk, das „Rebo“ genannt wird, war häufig mit den Mitbewohnern in Feindseligkeiten verwickelt. Sie brachten ungeheure Truppenmassen in den Kampf und waren außerordentlich geschickt in der Kriegskunst; sie lebten in Asien in einer beträchtlichen Entfernung von Aegypten, was man schon daraus schließen kann, daß ihr Klima gemäßigt und ihre äußere Bildung fast europäisch war. Ihre Kleidung war prächtig gefärbt, reich gestickt und mit phantastischen Sinnbildern ausgestattet; außerdem schmückten sie sich mit Ohrringen, Halsbändern und anderen Zierrathen. Die Führer bedeckten nach Mexikanischem und Peruvianischem Styl ihr Haupt mit Federn und bemalten oder tätowirten Arme und Schenkel. Von den Afrikanischen Rassen unterschieden sie sich durch Adlernasen, blaue Augen und dünne rothe Bärte. Daß damals eine Nation, wie diese, existirte, welche, mit allen Zeichen wohlorganisirter Macht versehen, aus einem gemäßigten und folglich weit entfernten Landstrich Asiens mit ungeheuren Armeen heranzog und der von den Aegyptern gegen sie aufgestellten Streitmacht oft glücklichen Widerstand leistete, dies muß uns offenbar über die ältere Geschichte der Welt eine ganz neue Anschauung geben.

Ein anderer merkwürdiger Stamm, dessen Andenken in Aegyptischen Malereien aufbewahrt ist, sind die Schari. Unter den Zierrathen, welche dieses Volk trug, waren Halsbänder, an die ein kleines Kreuzförmig angehängt war. Auch die Rebo trugen häufig ein Kreuz auf dieselbe Weise oder auf ihre Kleider eingestickt, und das volle 1500 Jahre, ehe dies Sinnbild ein heiliges wurde als das Zeichen unserer Erlösung. Um dieselbe Zeit finden wir ein Volk, wahrscheinlich die Lydier, das in vierrädrigen Wagen zur Schlacht zog und eine Menge von seltenen Holzarten, Elfenbein, Gold und Silbervasen von der schönsten Form und Arbeit besaßen zu haben scheint, so wie auch Ringe von denselben Metallen und Porzellankrüge mit auserlesenem Gummi und Harz, das zum Weibrauch diente und das sie wahrscheinlich aus Arabien bekamen.

Unsere neueren Moden wechseln so häufig, daß ich wahrhaftig nicht weiß, ob in diesem Augenblick weite oder enge Ärmel, Quasten oder keine Quasten, lange oder kurze Handschuhe an der

*) So heißen Grotten am östlichen Nil-Ufer, in der Nähe des Erees Artemidos.

Tagesordnung sind. Was dagegen jene alte Zeit betrifft, so finde ich, daß die Indischen Damen gewöhnlich lange Handschuhe und fliegende Gewänder trugen, die an der Hüfte mit einem Gürtel befestigt und unten mit drei Reihen Quasten besetzt waren; daß ihre Ärmel bald weit und offen, bald dicht um den Arm herum gelegt waren, und daß einige von ihnen Hüte trugen, von denen eine lange Troddel herabhängt, während andere, wahrscheinlich die Jungfrauen, eine Schnur um den Kopf banden und das Haar auf jeder Seite in zierlichen Locken herabwallen ließen. Nun denke man sich bloß den dreifachen Besatz, den Streifärmel und den Reifrock en vogue 3300 Jahre vor unseren Tagen!

Der neue Aegyptische Salon, der vor kurzem im Britischen Museum eröffnet worden, gehört zu den interessantesten und überraschendsten Räumen in ganz Europa. Wir haben hier eine Sammlung von Gegenständen, die man in Gräbern gefunden hat, welche nun schon gegen 4000 Jahre alt sind, und die unzweideutige Beweise von einer Kulturstufe liefern, welche die Gelehrten in Erstaunen setzen muß. Wir haben hier kleine Figuren von Aegyptischen Göttern, von vierfüßigen Thieren und Vögeln, die höchst zierlich in Bronze, Stein und Porzellan gearbeitet sind; Sessel, von denen einige so einfach wie unsere Küchenschemmel, andere ausgelegt und prächtig verziert sind; dreibeinige Stühle mit konkaven Sitzen, die viel angenehmer als unsere horizontalen sind; ein Modell von einem Hause und eine große Mannigfaltigkeit von gläsernen, bronzenen, irdenen und Alabaster-Basen; lederne Sandalen und Schuhe, Metallspiegel, hölzerne Kämmen, die ganz den unsrigen gleichen, Haarnadeln von Holz und Elfenbein, Schalen, Bücher und Löffel, ein Paar gebratene Enten, die man in einem Thebanischen Grabmal gefunden, eine Strickleiter, auf der wahrscheinlich ein Don Juan jener Zeit den Balkon seiner Dulzinea erklimmte, Gefäße zum Schreiben und Malen, verschiedene Glasphiole und einen vollständigen Vorrath von Zimmermanns-Geräth, die Säge, den Schlägel, den Meißel, die Art, den Bohrer, Nägel, mit sammt dem Korb, in welchem sie Herr Burton gefunden hat, Alles fast ganz so gemacht, wie die Werkzeuge, welche die Handwerker jener Art auch jetzt anwenden. Auch Fächer, kleine Budoir-Büchsen von Elfenbein, Kindergruppe, u. s. w., musikalische Instrumente, Ohr- und Fingerringe von Gold, Elfenbein und verschiedenen Metallen, Halsbänder von Gold oder von Perlen aus Glas und anderen Stoffen sind in diesem wunderbaren Cabinet zu sehen, das nicht minder eine Menge Mumien von Sängern und Priestern besitzt, und Särge, die so hübsch bemalt und verziert sind, daß sie beinahe den Tod selbst um seine Schrecken betrügen.

Die Fragmente von Skulpturen und Malereien, die neulich dem Britischen Museum geschenkt worden sind von mehreren unternehmenden Reisenden, welche Aegypten zu ihrem besonderen Studium gemacht zu haben scheinen, haben unsere Kenntniß von der Geschichte und den ehemaligen Sitten und Zuständen dieses Landes um ein Beträchtliches vergrößert. Die Forschungen des Herrn Champollion und des Professors Rosellini, besonders aber die des Herrn Wilkinson, haben über die Skulpturen und Malereien von Beni Hassan und Theben viel Licht verbreitet. Der Letztere hat sein neues Werk über die „Sitten und Gewohnheiten der alten Aegypter“ mit einer großen Menge lithographischer Kopien von diesen schätzbaren Denkmälern ausgestattet und dazu noch höchst interessante Beschreibungen und Angaben geliefert, nicht ohne die gründlichste Erwägung aller Autoritäten und Monumente, welche bei der Behandlung dieses vielseitigen Thema's als Leitfaden dienen.

Aus allen diesen Quellen geht hervor, daß 1800 Jahre vor Christi Geburt schon ein Kulturzustand vorhanden war, in welchem die Menschen fast dieselben Beschäftigungen trieben, wie jetzt. Die Reichen hatten ihre Villen mit Gärten, Blumenstücken und eingehägten Parks für Wild, Wein- und Baumplantagen. Auf ihren Exkursionen zur Erlegung wilder Thiere hatten sie Jäger zur Begleitung, welche die Hunde ins Feld führten, sie auf der Jagd unter Aufsicht behielten und den Fang zu sich nahmen und nach Hause brachten. Die Großen hatten auch ihre Privatböde und die dazu gehörige Mannschaft von Fährleuten. Damals, wie jetzt, gab es Krämer, Musikanten, Baumeister, Maurer, öffentliche Wagemesser, Notarien, Bildschnitzer und Vergolder, Gerber, Kunstschreiner, Köche, mit einem Wort fast jede Klasse von Handwerkern, mit Ausnahme derer, die sich durch die Einführung des Gaslichts und des Dampfes seit kurzem unter uns gebildet haben.

Vor einigen Jahren, als sich in London öffentliche Gesellschaften bildeten zu allen möglichen Zwecken, um die Stadt mit ungetaufter Milch zu versorgen, Seewasser zum Baden in jedes Haus zu schaffen, Leinwand zu waschen, ohne es zu zerreißen, Brod ohne Gist zu backen und Härte zu scheeren ohne Seife und Rasirmesser, erregte besonders eine Gesellschaft das Erstaunen der guten Bürger, indem sie Vorschläge zu einem Verfahren machte, wodurch man Eier, ohne Zuthun der Hühner, ausbrüten konnte. Sieht es irgend einen modernen Einfall, der für vollkommen neu gelten möchte, so würde gewiß Jeder in einer Liste aller neuer Erfindungen diese obenau stellen. Es hat sich aber gefunden, daß der ganze Prozeß schon den alten Aegyptern bekannt war, und selbst heute noch werden die Märkte von Alexandria und Kahirra mit Geflügel versorgt, das durch künstliche Erwärmungsmittel ins Leben gerufen worden. Die Eier werden in Defen gelegt, die man bis zur erforderlichen Temperatur heizt und sorgfältig bewacht, bis das gewünschte Resultat erzielt ist. Die Operation erfordert ungefähr einundzwanzig Tage.

Als ich vor kurzem die Bäder des Titus in Rom besuchte, blieb ich lange voll Bewunderung vor den reizenden Arabesken stehen, womit diese Reste Kaiserlicher Pracht geziert sind. Der Führer erzählt Jedem, daß dieselben Decorationen das Gesäß der Treppen und Galerien des Vatikans bedecken, Raphael war es, der sie von den Fresko's der genannten Bäder hergenommen hat. Bis man diese letzteren durch die Entfernung des Schuttes, womit sie überzogen waren, mehr aus Licht brachte, galt der Künstler allgemein für den Erfinder dieser Verzierungsart. Das Verdienst der Anwendung und der unvergleichlichen Ausführung gehört ihm ganz. Doch hätte man auch die Bäder des Titus nicht gereinigt, so würden die Häuser Pompeji's, deren ich mehrere auf gleiche Weise dekoriert sah, seine Ansprüche auf die Erfindung einer der reizendsten architektonischen Zierden zu nichte gemacht haben. — Man denke sich mein Erstaunen, als ich im zweiten Bande von Herrn Wilkinson's Werk eine ganze Seite mit denselben Decorationen fand, die man von einem Grabmal in Egipten kopirt, auf welchem sie wenigstens 1600 Jahre vor der christlichen Ära gemalt worden sind.

Frankreich.

Benserade, das Glückskind.

(Fortsetzung.)

In Stockholm regierte zu jener Zeit die gelehrte Königin Christine, die sich immer die neuesten Sachen aus Frankreich erzählen und schicken ließ. Sie fand großen Geschmack an Benserade's Versen und Episteln und drückte sich in einem Schreiben an die Königin Mutter (Anna von Oesterreich) so schmeichelhaft zu seinen Gunsten aus, daß schon die Rede davon war, ihn als Gesandten nach Stockholm zu schicken. Der fatale Tobias, wie es scheint, verdarb ihm diese Aussicht: mit dem Gespött, das an ihm klebte, konnte er sich unmöglich als Ambassadeur präsentieren. Die Journale machten sich unbarmherzig über ihn lustig und schrieben ihr Datum:

L'an que le sieur de Benserade
N'alla point en son ambassade.

Desto wirksamer erwies sich unserem Dichter die Freundschaft des Prinzen Conti, der ihm nicht allein eine ansehnliche Pension aussetzte, um aller Welt zu zeigen, daß er ihn nach wie vor über alle Nebenbuhler schätze, sondern ihn auch dem Cardinal Mazarin angelegentlichst empfahl. Das machte sich um so besser, da Mazarin im Kriege auf Seiten des Hiob, versteht sich mit aller Gelassenheit, gesessen hatte. Einmal bei der Herzogin von Longueville nahm Mazarin den Dichter sehr freundlich bei Seite: „In Ihren Jahren, Herr von Benserade, habe ich auch Verse gemacht, Italiänische; ich glaube sie sind so ziemlich im Geschmack der Ihrigen, freilich nicht in solcher Vollkommenheit. Ich möchte sie wohl ins Französische überfetzt haben, — wie wär's, Herr von Benserade? darf ich Ihre Gefälligkeit in Anspruch nehmen?“ Man kann leicht denken, wie überbescheiden, wie bereitwillig, mit welcher Devotion Benserade auf den gnädigen Antrag antwortete: „Nur kann ich — schloß seine Rede — Ew. Eminenz nicht versprechen, daß die Kopie an das Original reicht.“ — „Im Gegentheil, Monsieur: meine alten Verseleien werden unter Ihrer Feder neue Jugend und neuen Reiz für mich gewinnen. Ich rechne also darauf: Sie erfüllen meine Bitte und nehmen einsteilen mit einer Pension von 2000 Livres auf meine Schatulle fürlieb; es wird sich schon was Besseres finden.“ — Ehe die Woche um war, sah Mazarin seine lieben Italiänischen Kindlein auf das netteste Französisch ausstafirt. Er bewies seine Dankbarkeit durch ein hübsches rundes Bündchen und ein freundliches Schreiben an Benserade: es werde ihm, dem Cardinal, zu ganz besonderem Vergnügen gereichen, ein so ausgezeichnetes poetisches Verdienst der Gnade Seiner Majestät zu empfehlen. Es dauerte nicht lange, so bekam Benserade 3000 Livres jährlich auf eine Präbende bei der Abtei Saint-Eloi angewiesen. — Nun fing auch die Herzogin von Longueville an, ihr Unrecht einzusehen. Die schöne Frau that Alles, was sie that, mit Leidenschaft. So eifrig sie früher gewesen, Benserade zu verspotten und herabzusetzen, so eifrig war sie jetzt, es wieder gut zu machen. Ihr wurde leicht, was Anderen, die sich in gleichem Falle befanden, mit dem empfindlichen und gereizten Dichter nicht gelingen wollte. Die Herzogin gehörte durch ihr Geschlecht und hauptsächlich durch ihren Fürstlichen Rang zu den Personen, vor welchen Benserade's gerechtes und stolzes Selbstgefühl sich zur unterwürfigsten Bescheidenheit zusammenschmiegte. Er ließ sie nicht ausreden, als sie des Früheren entschuldigend gedenken wollte; er sprach im Gegentheil, im Tone eines durch so viele Huld und Liebenswürdigkeit besiegten, um Verzeihung bittenden Sünders. „Hätte ich damals, gnädige Frau, das hohe Glück gehabt, Sie zu kennen, so würde ich zu Herrn von Voiture hingegangen seyn und den Dichter, welchen Sie verehrten, für meinen Meister erkannt haben.“ Von Stund an war die Herzogin unerschöpflich in seinem Lobe: „Wie liebenswürdig er ist! und bei seinen glänzenden Talenten doch bescheiden und gutmüthig wie ein Kind.“ Sie war bekanntlich eine der reizendsten Frauen ihrer Zeit, eine blendende Schönheit, zart, schmachtend, echt verführerisch. Ihre Tage brachte sie, auf das Prachtbett oder Sofa hingeworfen, in süßer Indolenz hin; doch bedurfte es geringen, oft nur eingebildeten Anlasses, so loderte ihre Reizbarkeit hoch auf, die Indolenz verkehrte sich in leidenschaftlichen Ungestüm, und in solcher Exaltation war sie

der kühnsten, überspanntesten Entschlüsse fähig. Sie hat allen Männern in Frankreich die Köpfe verdreht, und wenn nicht alle Memoiren aus jener Zeit lügen, so wußte sie ihre Verehrer so glücklich zu machen, daß Keiner ihr untreu wurde. Wer weiß nicht von ihrem Antheil an den Intriguen und Empörungen der Fronde, wie sie durch Wort und Wink und launenhaftes Gebot die Jüngeren des Adels von einer Verwegenheit, einer Unbesonnenheit zur anderen fortrifft, — wie sie, die einzelne Frau, auf die Bastille eilte, das Thor gegen die Königlichen sperren, die Kanonen auf Turenne's Truppen in der Vorstadt Saint-Antoine richten ließ. — Nun, diese Frau wurde jetzt Benferade's erklärte Gönnerin und er, der nie fehlende Gast, die geistreiche Zierde ihres Salons. Es konnte nicht fehlen: er verfiel dem Zauber, gleich allen Uebrigen. Aber er nahm sich, als Poet, vor dem Troß der übrigen Anbeter Manches heraus. In Versen konnte er verblümt die Cour machen, und eine Retirade mit Ehren stand in der Berufung auf poetische Lizenz immer offen. Dann und wann wurde er doch zu dreist, und dann blieb eine kleine, sanfte Züchtigung nicht aus. So fragte er einmal mit einem Madrigal bei ihr an: er vermisse diesen Morgen ein Herz, das er sonst bei sich getragen; er glaube es bei ihr gelassen zu haben u. s. w. u. s. w. Dafür hieß es, als er das nächste Mal seine Aufwartung machte: „Ei ei, Herr Poet! wer wird so zerstreut seyn! sehen Sie sich künftig besser vor. Geht das Herz verloren, geht der Kopf verloren, und das wäre doch gar zu Schade. Dabei kam' ich ja um das Vergnügen, mich täglich mit Ihnen zu unterhalten. Das Verlorene hat sich übrigens gefunden, Herr von Benferade; es lag bei Ihren schönen Gedichten. Da“, sagte sie lächelnd und reichte ihm vom Sopha her die Hand, „nehmen Sie's wieder, und seyn Sie froh, daß es in guten Händen gewesen ist.“ Benferade küßte die dargereichte Hand mit zärtlichem Respekt: „Wiedernehmen, gnädige Frau! das steht nicht in meiner Macht; aber es soll Ihnen nicht wieder vor Augen kommen.“ Und nicht genug, daß er auf so gute Art wieder zu seinem verlorenen Herzen kam, so brachte man ihm noch einige Tage darauf, im Namen der Frau Herzogin von Longueville, ein kostbares silbernes Service ins Haus.

Es kamen die Zeiten der Fronde. Frau von Longueville, im Amazonen-Gewande, hielt von den Stufen des Rathhauses herab Reden an das Volk, und die Anführer der Rebellion leisteten den Eid, wie sie ihn vorsagte. Sie war im Grunde weder Mazarin's Feindin, noch der Parlamente Freundin; sie hatte keinen Plan, sondern that, was der wechselnde, ungestüme Affekt ihr eingab; eine Frau, wie diese, mußte ein Stück bewegten und stürmischen Romans in ihrem Leben haben. — Für Benferade war es eine Zeit grausamer Verlegenheit. Er sah seine Patrone hüben, er sah sie drüben und wollte es gern mit Keinem verderben. Brauchen wir zu sagen, daß er die größte Vorsicht in sein Benehmen legte, daß er sich zurückzog, um nicht bemerkt zu werden, daß er sich in seinen Versen nicht die leiseste politische Anspielung erlaubte, daß er sich blind und taub zu den Ereignissen stellte und die Zunge hinter den Zähnen verpfaßt hielt, daß er endlich nicht nur alle seine Pensionen und Benefizien glücklich und unverkürzt durchbrachte, sondern von beiden Seiten noch dazu bekam. Und nun brachen goldene Tage für Frankreich, goldene Tage für Benferade an: die Tage Ludwig's XIV. Der junge Monarch vermählte sich: da gab es große Festlichkeiten, und Benferade's Muse bekam zu thun. Er übertraf sich diesmal selbst und kam hoch in der Gnade des Königs zu stehen. In der That hatte Ludwig XIV. an ihm den Dichter gefunden, dessen er bedurfte. Der große König war von zarter Kindheit an mit ganz anderer Speise und Trank genährt, verlangte zum Nehmen eine ganz andere Luft, denn gewöhnliche Sterbliche. Für ihn mußte täglich aus allen Herrlichkeiten der alten Götter- und Fabelwelt, aus Allem, was die Geschichte Ruhmvolles, Großes, Erhabenes darbietet, aus aller Pracht des Himmels und der Erde, aus dem Kostbarsten, was der Wis nur erschwingen, aus dem Ueberschwenglichsten, was die Phantasie hervorzaubern kann, — aus solchen Stoffen mußte für Ludwig täglich eine neue Huldigung, eine neue Verherrlichung zubereitet werden. Und zu solchem Dienst drängten sich wetteifernd die Künste um seinen Thron: Poesie, Beredsamkeit, Malerei, Schauspiel, Musik und Tanz. Keiner aber verstand die Essenz der Schmeichelei so stark, so dastend und so reichlich zu bereiten, wie Benferade; er schenkte den Rektar mit Freigebigkeit. Dafür wurde dem Dichter ein besonderes Jahrgeld aus des Königs Schatzkammer; es wurde ihm eine Rente von 1500 Livres auf das Rathhaus zu Lyon eingeschrieben; es wurden ihm Geschenke ohne Zahl an baarem Geld, an Kostbarkeiten in Gold, Silber und Juwelen. Bei Hofe gab es Fest auf Fest, durch Musik und Schauspiel verherrlicht; an der Tagesordnung war das allegorisch-mythologische Ballet, in dessen Rollen der König selbst, die Prinzen und Prinzessinnen und andere Herren und Damen des Hofes figurirten. Einmal gab es denn im Palais Royal ein Ballet: les Amours déguisés; der Text war von einem Parlaments-Präsidenten, Herrn von Périgny; Stoff, Musik, Decorationen, Kostüme, Alles war ganz super, — aber die Zuschauer langweilten sich sehr. Ein boshaftes Improptu Benferade's ging von Mund zu Mund:

Poëte ou président, n'importe!
La mascarade est bonne et vous l'entendez bien.
Vos amours déguisés le sont de telle sorte
Que le diable n'y connaît rien.*)

*) Ob Dichter oder Präsident,
Du hast bewiesen Deine Kunst,

Der Präsident beklagte sich bitterlich bei dem König, welcher selbst im Stillen herzlich gelacht hatte und sich noch jetzt mit aller Mühe zusammennahm, dem ehrwürdigen Herrn nicht ins Gesicht zu lachen. Uebrigens war Herr von Périgny auch nicht auf den Kopf gefallen; er rächte sich in der nächsten Woche durch ein Epigramm auf Benferade, und da man ihm allgemein den Gefallen that, es vortrefflich zu finden, so gab er sich zufrieden. Unserem Dichter aber wurde die hohe Ehre zu Theil, daß man ihm für das nächste Hof-Ballet die Abfassung des Textes und die scenische Anordnung auftrug. Er bewährte sich auch hier als Meister. Er wußte den mitspielenden Personen Verse in den Mund zu legen, worin man neben ihrem Bühnen-Charakter auch ihren wirklichen, den sie im Leben hatten, ihre Vorzüge und ihre Fehler, in laisen Andeutungen und feinen Anspielungen wieder erkannte. Und es geschah mit so guter Art, daß Niemand sich im Geringsten verlegt fühlen konnte. Dem Könige gefiel die neue Manier ganz außerordentlich; Seine Majestät kamen aber auch ganz besonders gut dabei weg, — Sie waren immer der Gott, der Heros, der Inbegriff und das Ideal aller Vollkommenheiten. Man entsetzt sich in der That, wenn man einen Blick in Benferade's Poesieen wirft, was für übermenschliche Schmeicheleien, was für unsinnige Lobsprüche der zwanzigjährige Ludwig, und in welcher Portion er sie vertrug, — nicht allein vertrug, sondern mit recht selbstbewußtem Behagen, als Etwas, das ihm nach aller Wahrheit und von Rechts wegen gebühre, hinnahm und genoss; nicht allein von Anderen sich vorsagen ließ, sondern in eigener Person vor seinen Hofleuten hersagte. In dem Ballet la Naissance de Venus tritt der König als Alexander von Macedonien auf und introduzirt sich mit folgendem Prolog:

Ce prince qui paraît sous l'habit d'Alexandre
N'est pas moins généreux ni moins brave que lui;
Ce que l'un fut jadis l'autre l'est aujourd'hui,
Et le plus clairvoyant s'y pourrait bien méprendre.
Tous deux grands, tous deux fiers autant que hasardeux,
Tous deux préoccupés d'une gloire infinie,
Mais usant du pouvoir différemment tous deux
Suivant le train divers de leur vaste génie.
Qui voudrait, au surplus, comparer leurs dehors,
Pour la taille, la mine et les grâces du corps?
Et, toute chose égale entre ces grandes âmes,
Alexandre eût perdu devant toutes les Dames.

Weiß Gott, wäre ich Alexander, Cäsar, Camerlan und Ludwig XIV. in einer Person gewesen und hätte mir dergleichen unter die Nase sagen sollen, — angst und bang wäre mir geworden, ins Souffleurloch hat' ich mich vor Scham verkrochen.

Benferade blieb von da an, mit immer gleichem Talent und in immer steigender Gunst, der anerkannte Hof-Bühnendichter und verfaßte unzahlige Ballette. Sein Glück machte ihn zum Vertrauten der königlichen Liebchaften. Nämlich im Sommer 1662 verliebte sich Ludwig XIV. in ein Hof-Fräulein der Königin Mutter, die berühmte La Vallière. Allein Anna von Oesterreich hielt auf Zucht und sitzlichen Anstand und wollte durchaus keine Liaison leiden, die ein öffentliches Aergerniß zu geben drohte. Der Sohn entzweite sich darüber hart mit der Mutter; es gab stürmische Scenen. Er schickte der La Vallière heimlich Briefchen zu; das gute schöne Kind getraute sich nicht, einem so großen König in ihrem schlechten, einsältigen Geschreibe zu antworten. Nun hatte sie immer gehört, es schreibe Keiner schöner als Herr von Benferade; also faßte sie sich ein Herz, nahm ihn zum Vertrauten, ließ ihre Briefe an den König von ihm korrigiren und Styl hinein bringen. Ewig Schade um die linksche Naivität der Schreibart und die zärtlichen Schnitzer, so dabei zu Grunde gegangen sind! — Obwohl nun Ludwig XIV., während er gegen die Strenge seiner Mutter und gegen die zarten Gewissensbedenklichkeiten seiner Geliebten zu kämpfen hatte, sich die Zeit recht gut mit anderweiten Galanterieen vertrieb, — denn Schloß und Riegel, Eisengitter und Thürsperr, keine Vorsicht wurde von der Königin Mutter versäumt, die Hof-Fräulein zu hüten, und keine half —, so wuchs doch des Königs Ungeduld, daß er die Schöne seines Herzens nicht besessen konnte, bis zum wilden Verdruss. Da kam Benferade, ihn zu trösten und aufzuheitern, mit einem allegorischen Ballet herbei. Es hieß l'Impatience, und der Inhalt, damit die Leser sich doch von dem Wesen einen Begriff machen können, war folgender: Erst kommt ein großer Herr, der seiner Donna eine Serenade bringt und ungeduldig wird, weil sie sich nicht am Fenster zeigt; dann kommen Parteien vor Gericht, die über der Länge ihrer Prozesse die Geduld verlieren; darauf Tanzmeister, die sich abquälen, einem Haufen wilder, bepelzter Moskowiter die Courante beizubringen, und dabei die Geduld verlieren; dann lächerliche Erben, die über dem langen Leben ihrer Verwandten ungeduldig werden. Das Alles gruppirt sich auf der Bühne, und nun kommt Jupiter, in der Person Ludwig's XIV., vom Olymp herunter. Er redet den Leuten Troß zu: er ist selbst nicht besser daran; er ist in eine schöne Nymphe der Diana verliebt, Diana ist streng, und er kann zu seiner Geliebten nicht kommen; seine Geduld ist auch zu Ende. Aber ein Gott kann sich auf mancherlei Weise helfen. Jupiter nimmt die Gestalt der Diana an und schleicht zur reizenden Kallisto: die Uebrigen haben das Nachsehen und das Nachzanken.

(Schluß folgt.)

Die Liebesgötter so verhunzt,
Daß sie der Teufel nicht erkennt.

Das Französische enthält aber einen noch viel ärgeren Doppelsinn, da mit amours auch Liebchaften gemeint seyn können.

S c h w e i z.

Der Große Rath zu Bern.

Von einem Französischen Schweizer.

Das Erste, was uns beim Eintritt in den Saal des Großen Rathes auffällt, ist die greisenhafte Physiognomie der Versammlung. Unter dieser Menge kahler oder silberhaarer Köpfe entdeckt man nur hin und wieder ein Haupt mit schwarzem oder blondem Haar. Die ernste und feierliche Haltung sämtlicher Rathsherren, ihr dunkles Kostüm und das spärliche Sonnenlicht, welches durch dichte Fenster-Vorhänge in den Saal fällt, verstärken diesen Eindruck noch. Kein Leben, keine Bewegung zeigt sich in der ganzen Versammlung; und betrachtet man von der Galerie aus diese Reihen schwarzer Männer zwischen den grau angestrichenen Rücklehnen des Parkets, so glaubt man fast, ein ungeheures Schachbrett mit parallel laufenden Feldern vor sich zu sehen.

Vergebens sieht man sich in dem Großen Rathe nach einer linken und einer rechten Seite um; die Versammlung zerstückelt sich nicht nach Maßgabe ihrer politischen Meinungen. Die Vertheilung der Plätze ist ganz willkürlich; jeder Deputirte setzt sich an den ihm zukommenden Platz und ist bei der geringsten Veranlassung bereit, diesen Platz zu wechseln. Man versteht hier nicht die Kunst, die Meinungen einzuspähen; alle Nuancen sind bunt durch einander gemengt, und schon auf der vordersten Bank stoßen sich der Radikalismus, die Aristokratie und das Juste-Milieu mit dem Ellbogen. Nur die Deputation vom Jura scheint eine Ausnahme zu machen; die beiden Parteien, in welche sie zerfällt, sitzen jede auf einer besonderen Bank, aber sonderbarer Weise kehrt die eine Partie der anderen den Rücken und muß demnach ihre Köpfe umdrehen, wenn es zur Kontroverse kommt.

Suchen wir jetzt die leitenden Sterne dieses Labyrinthes, so leuchten uns auf einer der höchsten Bänke zur Linken die Gebrüder Schnell, die beiden Pfeiler der Republik, entgegen. Von dieser günstigen Stellung aus beherrschen sie das Ganze; ihr Scharfblick umfaßt die Gruppen, die zu ihrer Fahne geschworen haben. Der Anblick dieses Bruderpaars, wie es sich gegenseitig unterstützt und dem Feinde eine furchtbare Doppel-Stirn bietet, gewährt großes Interesse. In geringer Entfernung zur Rechten fallen unsere Blicke auf zwei andere gleich ausgezeichnete Mitglieder, die Herren Kisthofer und Stettler: der Eine gelehrt, gewissenhaft, rastlos, thätig, den schwierigsten Problemen gewachsen; der Andere voll glühender Liebe zum Vaterlande, das er mit Beredsamkeit in Schutz nimmt. Andere Notabilitäten, deren Talente ich bei einer künftigen Gelegenheit charakterisiren werde, die Herren von Tavel, Neuhaus, Eschärner und von Jenner, sitzen auf den ersten Bänken. Alle übrigen Mitglieder sehten unter den Bannern der genannten Partei-Häupter. In der Abtheilung zur Rechten sitzen die Deputirten vom Jura. Die erste Kolonne ist von Herrn Eschärner von Kersaz die „Bank der Bischöfe“ besetzt worden. Im Vorgrunde derselben erscheint Herr Moreau, den sein isolirter Platz und seine Manieren sogleich als den Führer der Uebrigen zu erkennen geben sollen, während Herr Stockmar, bescheidener oder geschickter als sein Kollege, unter den gemeinen Streitern sich verliert und dessenungeachtet von seiner Autorität nichts einbüßt. Die Zwischenbänke werden größtentheils von dem Ballast der Mittelmäßigkeit ausgefüllt; nur die Herren May, Koch, Tillier, Fellenberg und Doktor Manuel, welcher Letztere bei der Diskussion über die Geschwornen-Frage glänzend debütiert hat, verdienen noch auszeichnender Erwähnung. Zwei andere vielversprechende Mitglieder, die Herren Stäpfer und Thürmann, der Erste zur Berner, der Andere zur Jura-Deputation gehörig, beobachten seit einiger Zeit ein Schweigen, das jedenfalls die Neugier des Publikums reizt und täuscht, mag man nun eine gute oder eine böse Vorbedeutung darin suchen. — Den Anhang der Wortführer bilden zumeist Subaltern-Beamten; in ihrer Mitte erhebt sich die scharf markirte Persönlichkeit des bekannten Obrecht, den seine plumphen Späße beinahe zum Hanswurst des Großen Rathes befördert haben.

Parlamentarische Taktik ist den Männern des Großen Rathes im Ganzen fremd. Nur wenn es auf Wahlen oder auf die Abfassung eines wichtigen politischen Gesetzes ankommt, verabredet man den Schlacht-Plan im Voraus; sonst aber herrscht der Einzelwille ohne Beschränkung. Statt zusammenwirkender Parteien sieht man eine Menge isolirter Kämpfer, die ohne alle Methode nach dieser oder jener Richtung feuern. Diese Art von Anarchie hat aber ein sehr löbliches Prinzip; denn die Deputirten sollen ja die Gründe des Redners nicht darum gutheißen oder verwerfen, weil er dieser oder jener politischen Partei angehört, sondern um ihres absoluten Werthes willen. Bei den meisten Fragen, die keine aufregende politische Seite haben, ist die Verhandlung ruhig, uninteressirt und gewissenhaft; sie offenbart in jeder ihrer Phasen die redliche Absicht der Redner und ihren Wunsch, ein dem Vaterlande erspriechliches Resultat zu gewinnen.

Wöchte nur die politische Bildung unter den ehrenwerthen Mitgliedern weiter verbreitet seyn und zugleich mehr in die Tiefe gehen! Viele Deputirte zeigen eine fast unglaubliche Unbekann-

schaft mit den Sprachformen, welche in volksvertretenden Versammlungen eingeführt sind. Sie bedienen sich derselben nativen Ausdrücke, die bei den kleinen Magistrats-Versammlungen üblich, und vergessen dabei, daß ihre Worte zu Papier gebracht und der Oeffentlichkeit übergeben werden. Neulich war der Schreiber dieses Artikels bei einer Debatte zugegen, welche das Projekt, eine Brücke über die Aar zu bauen, veranlaßte. Die Frage wegen des Brückenzolls wurde lebhaft besprochen, und man war über die Mittel, die man anwenden sollte, um von der Tagsatzung ein günstiges Votum zu erlangen, verschiedener Meinung. Da erhebt sich plötzlich ein Mitglied (noch obendrein ein Staatsrath!) und erklärt, nach seiner Meinung müßte die Regierung dem Unternehmen fremd bleiben; „denn ihre Intervention (!) dürfte wohl hinreichend seyn, um das Begehren bei der eidgenössischen Tagsatzung fehlschlagen zu machen.“ Diese unglaubliche Naivität ging unbemerkt vorüber!

Bedeutende Redner-Talente hat der Große Rath nicht aufzuweisen. Eine der vornehmsten Ursachen dieser Inferiorität ist unstreitig der Gebrauch des Berner Dialectes, der zwar für die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens ausreicht, aber ein sehr unbehülliches Medium ist, wenn die höheren Interessen der Gesellschaft zur Erörterung kommen. Einem uralten Schendrian treu bleibend, kleiden die Mitglieder der höchsten repräsentirenden Versammlung ihre Ideen und Beweisführungen in die Sprache des gemeinen Volkes der Bauern und Alpenhirten, während die ländlichen Redner bei der Landsgemeinde zu Schwyz und in mehreren anderen patriarchalischen Kantonen eines erträglich guten Hochdeutsch sich befleißigen! Ueberhaupt wird die formelle Seite der Beredsamkeit ganz vernachlässigt; der Redner überläßt sich den Eingebungen des Augenblicks, und oft hört man nur eine Reihe von Phrasen, Ideen und Raisonnements, die chaotisch durch einander geworfen sind, ohne Verkettung und ohne Zusammenhang.

Nach dem Vorangesagten darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn die Versammlung gewöhnlich fast und unempfindlich bleibt. Die Redner verstehen es nicht, ihre Zuhörer zu begeistern, mit sich fortzureißen. Es gewährt einen seltsamen Anblick, wenn eine der vielen Nullitäten des Großen Rathes das Wort nimmt. Da steht er, der Mann des Erbarmens, die Hände auf dem Rücken kreuzend oder auf die Bank stützend, und haspelt seine Rede ein wenig ab; er stottert, macht Pausen, wo sie nicht hingehören, wiederholt sich zehn Mal und schneidet fatale Gesichter, um seine Gedächtniß-Nerven in Spannung zu erhalten. Die Gelassenheit und Kaltblütigkeit eines Hörer-Personals, das wohl fünf oder sechs Parlaments-Reden dieser Art der Reihe nach anhören kann, ohne in Verzweiflung zu gerathen, verdient große Bewunderung. Man gähnt zwar mitunter oder giebt seine Langeweile auf andere Weise zu erkennen; aber kein Mensch unterbricht den Redner, kein Mensch ermahnt ihn, sich kürzer zu fassen.

Der Große Rath besitzt einzelne Mitglieder von ausgezeichneten Talenten; aber die beschränkten Köpfe sind leider viel zahlreicher und mißbrauchen ihr numerisches Uebergewicht. Dieser Haufe, den das Bedürfnis, zu reden, unaufhörlich martert, ersüßt mit seinem vielstimmigen Geschwätz die einzelnen Stimmen der fähigen Mitglieder; die Beamten, aus denen er besteht, lauter Präfecte, Tribunal-Präsidenten und Steuer-Einnehmer, würden sich etwas zu vergeben glauben, wenn sie nicht in Alles, was zur Sprache kommt, mit hinein redeten. Dieser Eifer, diese rednerische Zudringlichkeit ist besonders den Präsidenten eigen; immer vornan im Gefecht, sind sie die Tirailleurs der Debatten.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Walter Scott's Popularität. Scott war im Sommer 1821 nach London gereist, um der Krönung Georg's IV. beizuwohnen, der bekanntlich des Dichters großer Vönnner war. Als am Abend des Krönungstages das festliche Banket vorüber war, hatte Scott seinen Wagen nach Hause geschickt und wollte von Westminster aus seinen Weg zu Fuße in Begleitung eines jungen Mannes machen. Es war zwischen zwei und drei Uhr in der Nacht. Aber nahe bei Whitehall fanden Beide einen solchen Volkstumult und ein solches Gedränge, daß der junge Mann befürchtete, Scott, der wegen seines lahmen Fußes nicht schnell fort konnte, möchte Schaden leiden. Ein Theil der Straße war, um sie für die Personen höheren Ranges frei zu halten, von einer Abtheilung der grauen Schottischen Garde (the Scot's Greys) besetzt. Scott wandte sich an einen Sergeanten mit der Bitte, ihm nebst seinem Begleiter zu gestatten, durch ihre Reihen zu gehen, um die freiere Straße zu gewinnen. Der Soldat antwortete kurz, daß dies gegen seine Ordre sey und also nicht geschehen könne. Während sich Scott noch bemühte, ihn zu überreden, drängten sich die Menschen hinter ihnen mit noch größerer Heftigkeit heran, und Scott's junger Begleiter rief laut: „Nehmen Sie sich in Acht, Walter Scott.“ Kaum hatte dies der Sergeant vernommen, als er sagte: „Wie, das ist Walter Scott? Der soll auf der Stelle hier durchgehen können.“ Und so wendete er sich zu seinen Leuten und rief: „Hier ist Walter Scott, ihr Leute. Macht schnell Platz für unseren berühmten Landsmann.“ Dies geschah auf der Stelle; Alle traten ehrfurchtsvoll zurück, und unter dem lauten Zuruf: „Gott segne Walter Scott!“ gelangte der Dichter in Sicherheit. (Lothart, Mem. of the life of W. Scott.)